

Gerhard Dobesch, *Die Kelten in Österreich nach den ältesten Berichten der Antike. Das norische Königreich und seine Beziehungen zu Rom im 2. Jahrhundert v. Chr.* Hermann Böhlau Nachf., Wien-Köln-Graz 1980. 500 Seiten.

Über den mächtigen Kriegs- und Wanderzügen keltischer Stämme und Stammesgruppen nach Italien, auf den Balkan bis weit nach Griechenland hinein und bis nach Kleinasien stand das Schicksal der Ostalpenländer, die von diesen Vorgängen immer wieder mitbetroffen waren, schon im Altertum eher im Schatten des allgemeinen Interesses. Auch die Geschichtsschreibung, soweit das Livius erkennen läßt, auf den wir hier so gut wie ausschließlich angewiesen sind, nimmt von dieser Region lediglich im Zusammenhang mit der Gründung der *colonia Aquileia* etwas ausführlicher Notiz, und auch da bleiben die ethnographischen und die ohnedies komplizierten geographischen Hintergründe auffallend blaß. Das ist freilich verständlich, wenn man sich klarmacht, daß schon das Interesse der Zeitgenossen damals, zwei Jahrzehnte nach dem Ende des furchtbaren, aber triumphal beendeten hannibalischen Krieges, aber ebenso das der Nachfahren in Rom wie im schreibfreudigeren hellenistischen Osten in erster Linie durch die Auseinandersetzung der östlichen Großstaaten untereinander, vor allem aber durch das Eingreifen Roms gefesselt war. Für die römische Öffentlichkeit kam hinzu, daß jeder Kriegszug im Osten geradezu ungeheuerliche Beute zu bringen versprach, ganz im Gegenteil zu den unumgänglichen, zuweilen recht zähen Auseinandersetzungen mit den keltischen und ligurischen Nachbarn in der Po-Ebene und, last but not least, in Friaul und Istrien. Dazu kommt der Verlust wichtiger Quellenwerke in späterer Zeit, so daß auch das Königreich Noricum, das erst in der frühesten Kaiserzeit dem Imperium Romanum eingegliedert wurde, zuvor kaum greifbar ist. Es ist deshalb nicht weiter überraschend, daß die frühe Geschichte dieser wichtigen und später so markanten Wetterecke Italiens nur unzureichend bekannt ist.

Es ist unter diesen Voraussetzungen verdienstlich, daß diesen Vorgängen ein zusammenfassendes Buch gewidmet worden ist. Freilich ist der Titel doch wohl etwas zu vollmundig geraten, wie der Verf. selbst einräumt mit der Bemerkung, 'für diese frühe Zeit' sei der Begriff 'Österreich' nur auf die südlichen Ostalpen beschränkt zu verstehen (S. 9). Tatsächlich konzentriert sich der Abschnitt A: 'Die Überlieferung über die Ereignisse von 186 bis 169 v. Chr.' (S. 11-176), das offenkundige Herzstück des ganzen Bandes, auch vollständig auf die Vorgänge, die im Hintergrund der Gründung von *Aquileia* standen. Dagegen greift Verf. im Abschnitt B: 'Innenpolitische Strukturen und außenpolitische Beziehungen der ostalpinen Kelten' (S. 177-358) weiter aus, um die eher kargen Quellen der Vorgänge selbst mit Leben zu füllen. Dasselbe gilt erst recht für die einer knappen 'Zusammenfassung' (S. 359-366) folgenden 22 'Exkurse' (S. 367-465), die

eine Reihe von Spezialthemen behandeln und dabei das Keltentum ganz Mitteleuropas mit in den Blick nehmen. Einer Zeittafel (S. 466 f.) und drei eher mageren Kartenskizzen (S. 469–473) schließen sich ein umfangreiches (aber leider dennoch unvollständiges) Literaturverzeichnis (S. 475–483), ein 'Verzeichnis der gekürzt zitierten Quellen' (S. 484–486) und ein nach 'Namen und Sachen' sowie 'Zitate aus antiken Quellen' gegliedertes Register (S. 487–500) an.

Im Vordergrund des ersten Abschnittes stehen die Auseinandersetzungen, die Rom während und im Anschluß an die Gründung der colonia Aquileia mit den ostalpinen Keltenstämmen zu bestehen hatte. Die Galli Transalpini weckten Roms Aufmerksamkeit zuerst im Jahre 186 v. Chr. mit einer Einwanderung ins Hinterland der späteren Kolonie, ein offenbar kaum besiedeltes und deshalb von den Invasoren als herrenlos betrachtetes Gebiet, auf das Rom jedoch sofort, gestützt auf nur undeutlich bekannte ältere Vorgänge, Anspruch erhob. Die Einwanderer begannen ein oppidum anzulegen, das nach einer von Plinius (nat. 3,131) bewahrten Notiz des L. Calpurnius Piso Frugi *ad XII lapidem*, also nahe einer der später ausgebauten, von Aquileia ausgehenden Straßen lag. Wiederholte Interventionen und militärische Drohungen Roms bewogen die Eindringlinge indessen zur kampflosen Aufgabe des im Entstehen begriffenen oppidum, ja sogar zum Abzug. Dennoch wiederholten diese (oder andere) Kelten des Ostalpenraumes den Versuch, sich in Friaul niederzulassen, noch mehrfach bis 179, wurden von Rom aber immer wieder abgewiesen; immerhin wird aber die Anlage der colonia Aquileia ausdrücklich *in agro Gallorum* (Liv. 40,34,2) bezeugt. Die Erwähnung eines keltischen Heereskontingent-Führers Catmelus im Istrerkrieg des Jahres 178 (Liv. 41,1,8), der auf römischer Seite focht, und die Gesandtschaft des rex Gallorum Concibilus von 170 (Liv. 43,5,1 ff.), der über die grundlose Verheerung von Gebieten der mit ihm verbündeten Alpenstämme durch den Konsul des Vorjahres, C. Cassius Longinus, Klage führte, bringen keine weitere Erhellung der Verhältnisse – so wenig wie die Gesandtschaft des transalpinen Gallier-Königs Balanos (Liv. 44,14,1 f.), die Hilfstruppen für den makedonischen Krieg anbot; denn hier beklagt Livius selbst ausdrücklich, daß nur der Name Balanos überliefert sei, *gentis ex qua fuerat, non traditur* (a. a. O.), so daß nicht einmal über alle Zweifel gesichert ist, daß dieser König im Ostalpenraum ansässig war. Und damit bricht der erhaltene Text des Livius auch schon ab.

Der Verf., Professor für römische Geschichte, Altertumskunde und Epigraphik an der Universität Wien, behandelt die einschlägigen Passagen des livianischen Geschichtswerks mit außerordentlich breiter Ausführlichkeit, und man wird nicht leugnen wollen, daß ihm durch Überlegungen zu den Hintergründen des jeweiligen Geschehens manche Erhellung gelingt, die über den bisherigen Forschungsstand hinausgeht. Dennoch wird man dieses Gewinns nur selten froh. Die Bemühung, auch die geringfügigste Kleinigkeit zu behandeln und dabei die ganze Forschungsgeschichte einzubeziehen, führt zu einer Verzettelung in teilweise unwesentlichste Einzelheiten, die einer übersichtlichen Gedankenführung keinen Spielraum mehr lassen. Überdies erfolgt die Beiziehung der Sekundärliteratur in aller Regel ganz additiv, ohne Bewertung oder argumentative Auswertung, so daß sich der Leser fast bei jedem Spezialproblem einem Wust von Meinungen und Zitaten gegenüber sieht, dessen Durchdringung ihm selbst überlassen bleibt. Dem entspricht schon die Anlage des ganzen Buches. Sein Plan geht, wie Verf. im Vorwort bekennt (S. 7), auf eine im Sommer 1974 in Graz gehaltene Vorlesung zurück. In der Tat vermag man sich nicht ganz des Verdachts zu erwehren, der Verf. habe in Abschnitt A ein auf mündlichen Vortrag berechnetes Kollegmanuskript zugrunde gelegt, mit Fußnoten und Erläuterungen ergänzt, in Abschnitt B und in den Exkursen dann noch Spezialabhandlungen angeschlossen, ohne das Ganze noch einmal gründlich durchzuarbeiten und 'in Form' zu bringen; nur Querverweise, deren Verfolgung aber zuweilen einem wahren Hindernisrennen gleicht, sind angebracht worden. Als typisch sei hier angemerkt, daß die für den Themenkreis wesentlichen Texte zuerst S. 15 genannt, vollständiger nochmals S. 165 aufgeführt, die entscheidenden Passagen dann aber doch noch S. 367 f. im Zusammenhang ausgeschrieben erscheinen (das erwähnte Plinius-Zitat und eine einschlägige Zonaras-Stelle muß man sich dennoch anderswo im Buch zusammensuchen). Ähnlich akrobatisch verschachtelt ist die gesamte Kommentierung und Interpretation. Denn Verf. argumentiert nicht nur im Text, sondern ebenso in den vielfach zu kleinen Exkursen ausufernden Fußnoten (die aber die Gedankenführung des Textes nur selten wirklich erweitern), überdies aber nochmals fallweise in Abschnitt B und in den zahlreichen Exkursen, die ihrerseits wiederum mit zum Teil umfangreichen Fußnoten-Exkursen gespickt sind. Nur zu oft ist der Leser genötigt, zur Durchdringung dieses Gestrüpps das – übrigens brauchbar gearbeitete – Register zu bemühen – aber um den Preis welcher Mühe! Im Grunde entfällt dabei nur die kaum mehr zu überbietende Fehlorganisation des ganzen Buches.

Bei genauerem Zusehen wird man denn auch im Detail oft genug Grund zur Kritik finden. Das beginnt schon bei der Frage, wie weit es denn erlaubt ist, Livius' Text – dessen zuverlässige Überlieferung einmal vorausgesetzt – so gut wie durchgehend für einen zwar schmalen, aber dennoch kaum verzerrenden Spiegel des Geschehens zu halten und von da aus Überlegungen zu den jeweiligen Hintergründen und Voraussetzungen anzustellen. Natürlich kennt Verf. dieses Problem, er spricht es immer wieder einmal an und behandelt es auch kurz S. 165 ff., am Rande auch noch einmal in dem ersten, der 'Gestaltung' der einschlägigen Passagen gewidmeten Exkurs (S. 367 ff.). Aber diese Darlegungen bleiben seltsam blaß und führen nirgends zu Konsequenzen; immerhin soll doch notiert werden, daß Verf. S. 168 die zu Zeiten so beliebte Suche nach Quellen-Autoren für nachrangig hält gegenüber der Frage, 'welchen Wert die Überlieferung besitzt und inwieweit sie Zeichen von späterer Entstellung trägt'. Daß er die Indizien fast ausschließlich im Livius-Text suchen muß, liegt an dem Zufall der Überlieferung; dennoch hätte man sich eine etwas konsequenteren Behandlung gewünscht, die nicht, wie der zitierte Abschnitt (S. 165 ff.), so bald in ein allgemeines und für die konkrete Problematik unergiebiges Raisonnement mündete. Sodann wird man bei aller Hochschätzung von Livius' bekannter Kunst, seinen Stoff zu verteilen, doch auch einmal fragen müssen, wie weit eben diese Stoffverteilung nicht gelegentlich auch durch die gerade verfügbaren Quellen bedingt war. So etwa, wenn Livius sich zum Jahre 186 (39,22,6 f.) ganz lakonisch, dagegen ausführlich über die Gesandtschaftsverhandlungen im Jahre 183 äußert (39,54,1–55,4), bei denen verständlicherweise auch manche Züge der Vorgeschichte zur Sprache kamen.

So sicher Verf. im Sattel sitzt, wo es um sein eigentliches Thema geht, so wenig sicher ist er jedoch in zahlreichen Bereichen, die ihm ferner liegen. Das gilt zunächst allgemein für seine bemerkenswerte Enthaltensamkeit gegenüber den nichtschriftlichen Quellengattungen. Man braucht ja nicht ohne weiteres das Diktum A. Alföldis zu bemühen, der in seiner Ansprache zur 150-Jahrfeier des Deutschen Archäologischen Instituts gesagt hat, der Althistoriker, 'der auch heute noch nur aus literarischen Quellen die Vergangenheit rekonstruieren will und die Denkmäler, die Scherben, die Münzen nicht zur Sprache bringen kann, ist a priori überholt' (150 Jahre Deutsches Archäologisches Institut 1829–1979 [1981] 29). Aber es wäre doch zum Beispiel am Platze gewesen, über dem Verzeichnen der verschiedensten Lokalisierungshypothesen für das oppidum der keltischen Invasoren (S. 17 f.; 234) nicht ganz zu vergessen, daß der Feststellung von Spuren dieses oppidum im Gelände schon deshalb erhebliche Bedeutung zukommt, weil wir bisher noch kein einziges keltisches oppidum südlich der Alpen kennen – und schon überhaupt keines, das in statu nascendi offenbar wieder aufgegeben wurde. Es ist auch mehr als bemühend, wenn Verf. schon beim ersten Eingehen auf diese Gründung (S. 18) sogleich auf die gallischen oppida der Zeit Caesars – also aus anderer Region und in anderer, d. h. späterer Zeit – verweist und dafür nur den bekannten, schon 1939 erschienenen Aufsatz J. Werners sowie zwei Arbeiten von H. Vettors (Carinthia I 141, 1951, 677 ff.; Ogam 8, 1956, 199 ff.) zitiert, die von der einschlägigen Forschung nicht ganz grundlos mit Stillschweigen übergangen wurden – als habe die Oppidumforschung seitdem gar nichts weiter zu bieten. Zwar kennt Verf. den wichtigen, schon 1951 erschienenen Aufsatz von H. Müller-Karpe über die Taurischer in Kärnten, aber nichts darüber hinaus; die Schwierigkeit, wie das Vordringen von Latèneformen in zuvor kulturell anders orientierte Regionen zu verstehen ist, beschäftigt ihn nicht. Für das Verständnis der Ariovist-Geschichte, die wortreich an mehreren Stellen, auch in den Exkursen abgehandelt wird, fehlt die für den archäologischen Sachverhalt ebenso wie für die Interpretation der Überlieferung grundlegende Arbeit von R. Nierhaus (Das svebische Gräberfeld von Diersheim. Studien zur Geschichte der Germanen am Oberrhein vom Gallischen Krieg bis zur alamannischen Landnahme. Röm.-Germ. Forsch. 28 [1966]), um von archäologischen Nachträgen zu schweigen, die einige neue Lichter gesetzt haben. Davon abgesehen leidet gerade dieser Abschnitt unter dem offenbar nicht auszurottenden Mißverständnis von Caes. Gall. 1,36,7 (... *Germani*, ... *qui inter annos XIII tectum non subissent*) als Hinweis auf einen schon 14 Jahre währenden Aufenthalt Ariovists in Gallien, wovon bei Caesar nichts steht und was auch, berücksichtigt man alle einschlägigen Zeugnisse und die Gesamtlage, keineswegs wahrscheinlich ist; alle daran geknüpften Erwägungen und Vermutungen, ohnedies weitgehend spekulativer Natur, erübrigen sich damit. Aber auch andere Passagen zum Thema 'Caesar in Gallien' führen keineswegs über den Diskussionsstand, schon gar nicht über die letzten Arbeiten D. Timpes hinaus; in ihrer unübersichtlichen Ausführlichkeit wirken sie eher verwirrend. Dasselbe gilt von jenen Abschnitten, in denen sich Verf. zur Sozialstruktur der Kelten äußert. Hier kann man sich noch heute gute Auskunft holen in der soeben einhundert Jahre alten Abhandlung von G. Braumann (Die principes der Gallier und Germanen bei Cäsar und Tacitus. Jahres-Bericht über das Königliche Friedrich-Wilhelm-Gymnasium und die Königliche Vorschule zu Berlin [1883] 3 ff.), die die philologische Analyse unmittelbar und vor allem nach den Zeugnissen von Zeitgenossen gibt; damit hätte sich Verf. manche Aus-

führungen ersparen können. Bei der Behandlung des Gefolgschaftswesens vermißt man die Berücksichtigung der grundlegenden Bemerkungen von E. Norden (Die germanische Urgeschichte in Tacitus' Germania⁴ [1959] 124 ff.). Es wäre vielleicht auch nicht ganz abwegig gewesen, beim augenblicklichen Diskussionsstand der Erwägung Raum zu geben, daß es sich bei dieser wie bei manch anderer Erscheinung um Äußerungen einer variantenreichen, aber in den Grundzügen übereinstimmenden archaischen Gesellschaftsstruktur handelt, deren jeweilige Ausformung sich pauschal-ethnischer Klassifizierung im Stile des 19. Jahrh. nach heutiger Kenntnis entzieht.

Über all dieser Kritik soll aber nicht übersehen werden, daß die Sammlung von Quellen und Material zu Einzelfragen ihre positiven Seiten auch dann behält, wenn sie dem Buch jeweils nur mit einiger Mühe abzugewinnen sind. Zu bedauern bleibt nur, daß G. Dobesch das Thema nicht mit etwas mehr Disziplin abgehandelt hat; mit klarer Konzeption auf einem Drittel des Umfangs durchgeführt, wäre mehr gewesen.

Tübingen

Franz Fischer